

Vortrag OBM Dr. Ulrich Maly beim Abendempfang zum Stadtentwicklungskongress in Nürnberg am 27.09.2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Sie zunächst ganz herzlich hier in Nürnberg und im Nürnberger Rathaus begrüßen. Ich war bereits heute Morgen bei der Eröffnung des Stadtentwicklungskongresses dabei. Wir halten in diesem Jahr bereits den vierten dieser nationalen Stadtentwicklungskongresse ab.

Bei diesen Kongressen kommt man sich manchmal vor wie beim Wiener Opernball, auf dem man sich jedes Jahr trifft und dann die Erlebnisse des vergangenen Jahres austauscht. Baudezernenten, Planungsdezernenten, Architekten oder auch die Chefs der Planungsbüros unterhalten sich so, wie die beiden alten Militärs, bei denen der eine zum anderen sagt: „Schön dass wir mal wieder unter uns sind“, und der andere antwortet „Und noch schöner, dass die, die unter uns sind, nicht unter uns sind“. Man trifft sich also und tauscht die Heldentaten des letzten Jahres aus.

Ich will Ihnen heute einige Gedanken zum Thema Stadtentwicklung, zur nationalen Stadtentwicklung, zur Renaissance der Stadtentwicklung in der Bundesrepublik auf den Weg geben, die vielleicht ein wenig provokativ sind. Aber so soll es auch sein – ernst gemeint sind meine Überlegungen allemal.

Wir reden seit einigen Jahren – spätestens seit dem ersten nationalen Stadtentwicklungskongress vor drei Jahren in Berlin – darüber, dass es in Deutschland eine Renaissance der Stadtentwicklung gibt, einer integrierten Stadtentwicklungspolitik. Wir lassen uns darauf ein, ohne – so glaube ich – fundiert analysiert zu haben, worin denn eigentlich die Stadtentwicklungsprobleme der früheren Jahre gelegen hatten.

Da gibt es viele Expertinnen und Experten, die heute noch zu Gange sind oder wieder zu Gange sind, die noch in der Planungseuphorie der 60er und 70er Jahre groß geworden waren. Und gerade diese Experten verkennen manchmal, dass das Vertrauensverhältnis zwischen der Bevölkerung und den Planern spätestens seit der Konstruktion unserer Trabantenstädte in den 60er und 70er Jahren ziemlich unrettbar zerstört ist. Es sind genau die Fachleute, die sich heute manchmal wundern, warum das mit der Bürgerbeteiligung einfach nicht so richtig gut funktionieren will.

Sicher sind heute auch viele unter uns – da muss man sehr selbstkritisch sein in der Planung und Politik – , die feststellen, dass wir uns in Zeiten der Haushaltskrise während der späten 80er Jahre und der frühen 90er Jahren in vielen Städten Deutschlands vom Gestaltungsanspruch eigentlich zurückgezogen haben. Vor dem Hintergrund der damaligen Haushaltskrise meinten die Kämmerer – auch ich als Kämmerer der Stadt Nürnberg zwischen 1996 und 2002 – , man müsse jeden Quadratmeter städtischen Bodens für den maximal erzielbaren Erlös verkaufen und könne sich die Romantik, ihn billiger los zu werden, nicht leisten. Und Sie wissen genau, wer damals wie heute am meisten zahlt: Es sind die Discounter dieser Erde, es ist der großflächige Einzelhandel, egal ob er Möbel verkauft, Elektrogeräte oder Schuhe.

Wir haben uns damals zu sehr zurückgezogen aus unserem Gestaltungsanspruch. Wir wissen heute ganz genau, dass die Summe aus individuellen marktwirtschaftlichen Entscheidungen kein stadtentwicklungspolitisches Konzept ersetzt, weder Baukultur verursacht noch vernünftige stadtplanerische Wege in die Zukunft aufzeigt.

Eigentlich, meine Damen und Herren, weiß man das alles schon relativ lang. John Maynard Keynes, der während der aktuellen Finanzkrise wieder „exhumiert“ worden ist, nachdem er 20 Jahre vorher schon „mausetot“ war, hat vor etwa 90 Jahren zur Frage der unsichtbaren Hand des Marktes geschrieben: „Der Kapitalismus basiert auf der wirren Überzeugung, dass widerwärtige Menschen aus widerwärtigen Motiven irgendwie für das allgemeine Wohl sorgen werden“. John Maynard Keynes war – zugegeben – ein Rüpel in seiner Wortwahl. Aber am Beispiel der Stadtentwicklungspolitik kann man sehr gut sehen, dass das Abstimmen mit dem Geldbeutel am Ende nicht zu dem führt, was wir uns alle wünschen.

Wenn wir jetzt tatsächlich eine Renaissance im Gestaltungsanspruch haben, dann müssen wir auch prüfen, worin wir uns selbst verändern müssen. Wir müssen die „Heldengeschichten“ der 60er und 70er Jahre hinterfragen, ebenso die städtebaulichen „Kollateralschäden“ betrachten, die in dieser Zeit verursacht worden sind.

Und dabei geht es nicht nur um Geld. Es geht auch darum, ob wir nicht mittlerweile in unseren öffentlichen Verwaltungen mit einer ausgefeilten Arbeitsteiligkeit zu Werke gehen, so dass uns selbst das integrierte Denken immer schwerer fällt. Stehen wir uns nicht selbst mit unserer Arbeitsteiligkeit im Weg? Müssen wir uns davon nicht wieder entfernen, um den integrierten Ansatz, ohne den Stadtentwicklungspolitik nicht funktionieren kann, wieder auf den Weg zu bringen?

Was brauchen wir? Es sind ein paar Zutaten, die eigentlich nicht so komplex sind, aber politisch nicht immer leicht umzusetzen. Wir brauchen für integrierte Stadtentwicklungspolitik heute

1. den Mut, nein zu sagen zu denen, die mit dem meisten Geld winken,
2. auch als Städte Geld – das steht außer Frage.

Der Eiertanz der Bundespolitik war heute Vormittag deutlich spürbar. Die Frage, wie es mit der Städtebauförderung weiter geht und wer sie eigentlich wem gekürzt hat und wer beim Kürzen dabei war oder nicht.

Ich denke, dass wir uns mit der letzten Förderalismusreform tatsächlich keinen Gefallen getan haben in der Bundesrepublik. Es gibt keine noch so kleine Aufgabe, dass sie nicht der kooperativen Problembearbeitung und am Ende auch der kooperativen Finanzierung bedarf. Dazu gehört sicher das Thema Arbeitslosigkeit, dazu gehört für mich auch das Thema Stadtentwicklungspolitik. Denn das ist die Zukunft, in die wir unsere Kinder und Enkel hinein gebären. Dabei ist es wichtig, dass Stadt und Länder und Bund gemeinsam arbeiten, gemeinsam finanzieren – und dies selbstverständlich unter städtischer Hoheit und Federführung – wie sollte es anders sein.

Wir brauchen

3. in unseren Verwaltungen die Wiederentdeckung der Tugend der integrierten Stadtentwicklung.

Wir müssen ein Stück weit abkehren von der Arbeitsteiligkeit. Wir müssen in den Quartieren geographisch denken und nicht institutionell. Wir brauchen Quartiermanagement, wir brauchen Grenzüberschreitungen innerhalb der Verwaltung und wir müssen – das ist aus aktuellem Anlass der wichtigste Punkt – wir müssen mit der Öffentlichkeit und dem Öffentlichen lernen, ganz neu umzugehen. Rituelle Bürgerbeteiligungen, die sich selbstverständlich nach allen Regeln der Rechtskunst richten, stellen heute keinen Menschen mehr zufrieden, werden von den Menschen auch nicht als Partizipation wahrgenommen, sondern eher als die Karikatur dessen, was man sich unter Partizipation vorstellt, und führen zu entsprechenden Reaktionen.

Wir haben an der Stelle noch einen relativ großen Graben zwischen dem, was Planer sich gelegentlich ausdenken und dem, was die Wirklichkeit uns liefert. Ich habe vor einiger Zeit in einer überregionalen Zeitung gelesen, dass der Architekt des Stadtschlusses in Berlin gesagt hat: „Das Stadtschloss wird für Berlin die Agora, also

der Ort, an dem die Demokratie Berlins sozusagen durch Interaktion stattfindet, die Agora des 21. Jahrhunderts sein.“ Da könnte es sein, dass Anspruch und Wirklichkeit ganz schön weit auseinanderklaffen.

Wir lesen in Stadtentwicklungskonzeptionen aber auch vom „Marktplatz“, vom „Bürgerforum“, von der „Demokratisierung“ – und erleben in Wirklichkeit doch eher das Gegenteil, wenn man ehrlich ist. Hier muss man nachspüren, weil offenbar vielen Fachleuten noch gar nicht klar ist, woran es eigentlich liegt.

Früher war die Grenze zwischen dem Privaten und Öffentlichen klarer skizziert. Im Privaten haben sich die Menschen individuell verwirklicht, im Öffentlichen fanden Interaktion, Kommunikation und im Idealfall dann auch gesellschaftlicher Fortschritt statt. Wir sind heute dabei, die beiden Begriffe ins Gegenteil zu verkehren. Das Private machen wir heute auf eine geradezu exhibitionistische Art und Weise öffentlich: mit tausendfacher Veröffentlichung im Internet wird Privatleben heute geradezu zwangsweise veröffentlicht.

Das ist aber heute gar nicht das Thema. Das Thema ist vielmehr die schamlose Aneignung des öffentlichen Raums durch Private, aber auch durch uns selbst. Auch hier ist Selbstkritik angebracht.

Wir sind tatsächlich konfrontiert mit einer schamlosen Aneignung des öffentlichen Raums. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich lese, dass eine Shopping-Mall, die über eine Straße gebaut wird, ein schöner und überdachter öffentlicher Raum sein soll. Dort wird schlicht Bürgerrecht durch Hausrecht ersetzt und wir haben keinen öffentlichen Raum mehr.

Aber auch wir selber machen Fehler. Ich habe von Gerhard Matzig ein schönes Zitat in der „Süddeutschen Zeitung“ zur Frage der Eventkultur und der Bedeutung der Eventkultur für den öffentlichen Raum in unseren Städten gefunden. Matzig schreibt: „Die Städte bieten schon seit einigen Jahren in einem großen Pool um die Aufmerksamkeit der Touristen, der Provinzler und der Zahlungskräftigen unter den Stadtbewohnern ihre Plätze dar. Als hätten sie nur eines zu fürchten: die Leere. Dies hat aus dem öffentlichen Raum, diesem aristotelischen Gründungsmythos demokratischer Gemeinwesen, eine Abfolge partikularer Interessen gemacht. Der Stadtraum – nutzbar für jedermann und zu jeder Stunde – wurde in diesem Sinne zoniert, zeitlich beschränkt, thematisch begrenzt und am Ende dem Stadtmarketing in jeder Weise geopfert. Es gibt Städte, die sind so vollständig ausgebucht, dass sie das rot-weiße Absperrband ins Stadtwappen aufnehmen könnten“.

Ich bin einmal von den „Nürnberger Nachrichten“ gefragt worden, was mein Lieblingsplatz in Nürnberg ist. Ich habe geantwortet, das sei der Hauptmarkt, wenn er leer geräumt ist – bei Nacht.

Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Briefe ich erhalten habe. Ob ich denn noch „ganz dicht“ sei, weil der Hauptmarkt doch so schön sei, wenn er vollgestellt ist. Am besten noch Bäume pflanzen, ein paar Brunnen dazu und die Marktbuden. Erst dann, wenn der Hauptmarkt so voll sei wie das heimische Wohnzimmer, dann sei es richtig schön in der guten Stube.

Trotzdem müssen wir das, was die Menschen empfinden, Ernst nehmen. Das scheint auch die Quelle der Probleme mit Stuttgart 21 zu sein: es ist die Aneignung des als öffentlich empfunden Eigentums. Auch der Bahnhof einer Stadt ist öffentliches Eigentum. Dessen Aneignung durch Private, aber auch durch die Politik, wird von den Menschen nicht mehr so hingenommen, wie das früher der Fall war. Insofern stimmt es natürlich, wenn Bundesminister Ramsauer völlig zu Recht sagt, Stuttgart 21 wäre nach allen Regeln der rechtsstaatlichen Kunst zustande gekommen. Es bleibt aber ganz offensichtlich bei vielen Menschen in Stuttgart ein Gefühl der ungerechtfertigten Aneignung, das uns bei vielen Projekten – insbesondere bei größeren Projekten in Deutschland – an jeder Ecke drohen wird.

Das heißt – und das ist der letzte Punkt für heute:

4. Neben dem Geld, neben dem Mut, nein zu sagen, und neben der Notwendigkeit, unsere eigenen Institutionen tatsächlich wieder integriert auszusteuern: Es ist ganz wichtig, dass wir das Verhältnis zur Öffentlichkeit und zum Öffentlichen wirklich neu definieren. Ich kenne zu dieser Problematik keine Patentlösung. Ich weiß nur, dass es dringend notwendig ist, dass wir gemeinsam darüber nachdenken.

Mein Appell an die anwesenden Planer ist, die Arbeitsteilung, die heute noch üblich ist, zu überdenken. Es darf nicht sein, dass Planer Pläne abliefern, dann nach Hause fahren und die Politiker sie dann in öffentlichen Veranstaltungen verteidigen müssen. Das ist eine vergleichsweise unerotische Arbeitsteilung.

Ich erwarte, dass Stadtplaner und Architekten lernen, das, was sie tun, so zu beschreiben, dass es nicht nur die Fachkollegen verstehen. Sie müssen den Versuch unternehmen, es den normalen Menschen zu erklären, so, wie wir das als Politiker auch tun müssen.

Normalerweise käme nun noch der „Werbeblock“ über die Stadt Nürnberg. Den lasse ich heute weg. Gehen Sie einfach mit offenen Augen durch die Stadt, schauen Sie,

riechen Sie, hören Sie sich um. Gehen Sie nicht nur in die Altstadt, in der es schön ist. Gehen Sie in die Weststadt, schauen Sie sich das Dokumentationszentrum an. Sie werden Nürnberg mit seinen genetischen Fingerabdrücken spüren lernen und nehmen Sie sich – das ist kein Aufruf zum zivilen Ungehorsam – natürlich auch die Zeit, die anderen Schönheiten der Stadt zu genießen, wie z. B. die fränkische Diätküche, die an allen Ecken auf sie wartet.

Wir essen bei Tag und auch nachts original Nürnberger Rostbratwürste. Darum sehen wir so aus, wie wir aussehen. Die Empiriker haben festgestellt, dass man in Nürnberg ein kleines bisschen früher stirbt als im Rest der Republik. Das liegt an unserer gesunden Ernährung. Aber wir leben vorher schöner, das sollten sie sich auf jeden Fall heute und morgen antun.

Herzlich willkommen in Nürnberg. Bleiben Sie, staunen Sie und genießen Sie.